

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 31

Artikel: Der Adoptivsohn [Schluss]
Autor: Wyssenbach, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

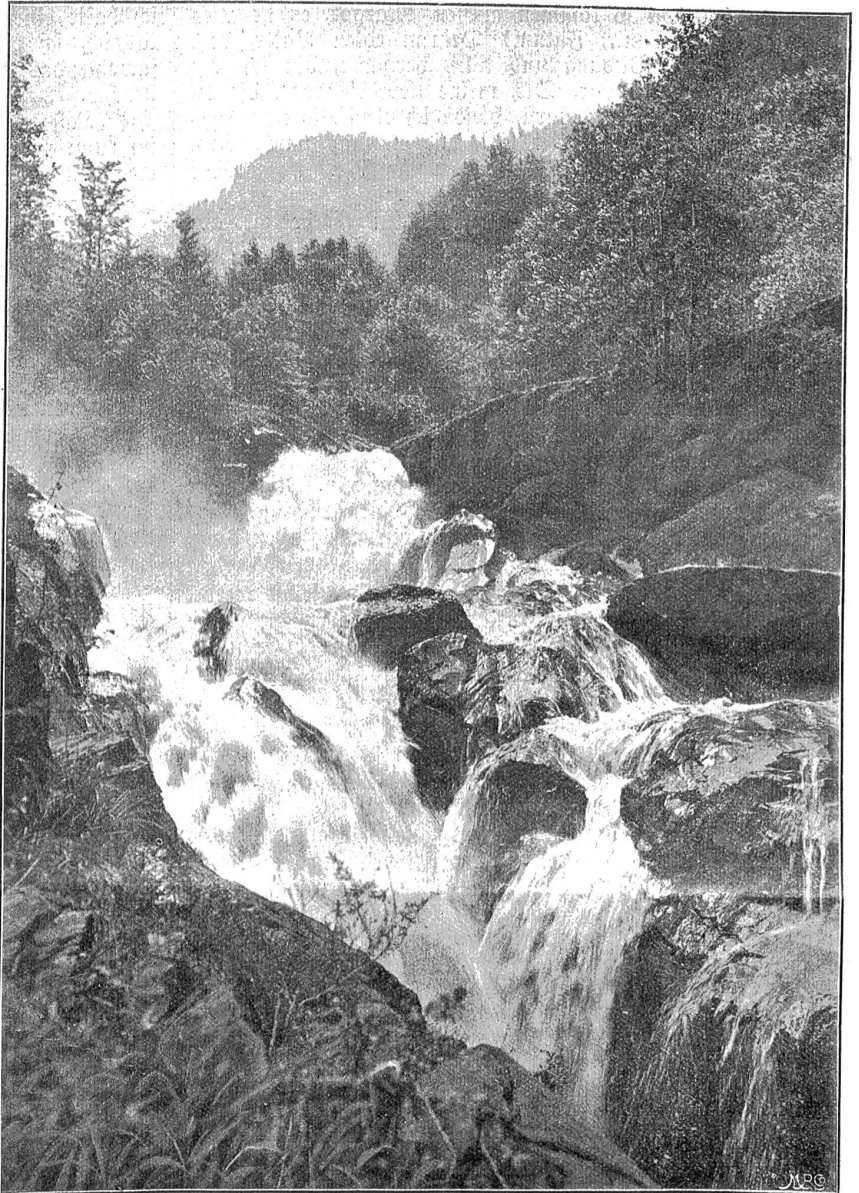
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Abstieg von der Großen Scheideegg nach Meiringen hinunter, der etwa vier Stunden beansprucht, bietet noch manchen schönen Ausblick in die Berge. Ein Absteher zur Rosenluischlucht mit der Aussicht auf den bis hier vorstoßenden Gletscher sollte unter keinen Umständen versäumt werden. Freilich zeigt sich die imposante Eisfläche des Rosenlaugletschers etwas weiter talwärts auch von der Landstraße her sehr deutlich. Man sieht da ohne Feldstecher das schäumende Gewässer des Reichenbaches über die Eiswände fluten. Es wird von nun an, durch Menschenhand eingedämmt, unser ständiger Begleiter, bis es, schon nahe der Talsole, noch einmal alle Schranken durchbricht und in mächtigen Sprüngen zur Tiefe eilt.

Und jetzt stehen wir an der Stelle, wo es sich mit elementarer Kraft in den Abgrund wälzt, am großen Reichenbachfall. Schon hatte uns, als wir die letzte Passhöhe überschritten, geschienen, als ob das Grandiose der Bergwelt im Abklingen wäre — hier zeigen sich die Naturgewalten noch einmal in ihrer überwältigenden Größe und der Mensch steht daneben in seiner zwerghaften Kleinheit. Die weiße wogende Masse ergießt sich mit schwindelerregender Wucht die enge Felschlucht hinunter und unter der stürzenden Last bebzt die Erde zu unsern Füßen. Auch der Reichenbachfall hat seine Sänger gefunden; wir erinnern uns einer Strophe von Robert Seidel:

„Und ewig springt er und kämpft und singt,
Daß es laut von den Bergen widerklingt
Wie ein Echo vom alten Werde,
Das einst die Welt aus finsterner Nacht
Mit Sturmesgewalt ans Licht gebracht
Zu Lust, Leid, Kampf und Beschwerde.“

Stauend und ein wenig beklommen betrachtet man sich das Schauspiel, bis man, von dem weithin versprühenden Schaum halb durchnäßt, doch irgendwo einen schützenden Winkel suchen muß. In einigen Schritten Entfernung, hart an der Felsenterrasse, steht der rote Wagen einer elektrischen Seilbahn, der uns Zuflucht gewährt. Und schon gleiten wir, das dumpfe Brausen des entfesselten Elementes hinter uns lassend, den sommer-grünen Wald hin-



Die Reichenbachfälle.

unter, dem schmudef Meiringen zu, das von der anderen Talseite wie in stiller Verträumtheit herübergrüßt. H.Th.

Der Adoptivsohn.

Von Ruth Wyßenbach. (Schluß.)

Am nächsten Tage hatte sie eine Unterredung mit Hans und nun erfuhr er das fünfundzwanzig Jahre lang so sorgfältig gehütete Geheimnis seiner Geburt.

„Durch die Schurkerei meines Mannes muß ich dir nun das alles sagen, Hans, verzeihe mir, aber ich glaube, es ist besser, wenn ich es dir sage, als daß du nochmals den Brutalitäten meines Vaters, der ja keine Ruhe hatte, bis du das wußtest, ausgesetzt würdest. Es ist doch wunderbar in der Welt, daß die Menschen keinen Frieden halten können, sondern stets nur suchen und suchen, ihre Mitmenschen zu beleidigen und zu erniedrigen.“

„Das ist nicht so merkwürdig, wie du glaubst, ich kann mich vielmehr an die Stelle von Fritz versetzen. Jetzt, da ich weiß, daß ich von deinem guten Vater nur angenommen bin, verstehe ich vollkommen, daß Fritz meint, daß er durch mich geschädigt worden sei und dadurch kam ja auch folge-

richtig jener Auftritt. Es wäre ja nicht gerade nötig gewesen, mich, der ich von nichts wußte, mit jenem schönen Namen zu belegen, in Ruhe wäre das alles glatt vor sich gegangen.“

„O es ist infam, infam“, rief Margot in tiefster Verachtung aus.

„Ach, laß nur gut sein, wer weiß, ob nicht früher oder später mir doch diese Sache offenbart worden wäre, jedenfalls wissen es ja noch mehr Leute, daß ich nicht Hans Lingner bin, sondern Hans Lienhard“, sagte er mit einem leisen Unterton von Bedauern in der Stimme.

„Was gedenkst du nun zu tun, Hans?“ fragte Margot voll Angst.

„Was ich unter allen Umständen tun muß. Erstens, dir zurückgeben, was dir gehört; zweitens, diesen Namen, der mir nicht zukommt, wieder ablegen.“

„Du wirst doch nicht im Ernst an so etwas denken, Hans, sei doch gescheit. Das darfst du auch gar nicht. Ach, daß doch der Vater noch lebte“, sagte Margot voll tiefstem Schmerz, „es wäre alles anders.“

„Es hat jetzt so kommen müssen, Margot, es ist alles Schicksal, glaube mir, Fatum! Deinem edlen Vater, dem ich meine ganze Bildung und alles verdanke, bin ich aus tiefstem Herzen dankbar. Dir, meine liebe Margot, die du so lange mir Schwester warst, bleibe ich ebenfalls von Herzen zugetan. Meine Mutter lebt, wie du sagst, noch. Nun gut, mein erster Gang soll heute zu ihr sein. Dann aber gehen meine Wege wieder in die Ferne.“

„Du willst fort, willst alle Brücken hinter dir abbrechen, willst das Geschäft und alles im Stich lassen, das ist unmöglich. Wer soll es denn weiterleiten, wenn du fort gehst“, jammerte Margot ganz fassungslos.

„Das wird sich finden. Jeder Mensch ist zu ersetzen in der Welt, warum nicht auch ich? Du kannst es mir nicht verdenken, wenn ich so handle? Oder denkst du, ich will mich noch einmal von irgendeinem beschimpfen lassen, nein!“

„Du hast recht, Hans, ja, es darf nicht noch einmal so weit kommen.“

„Siehst du! Und nun lasse mich handeln. Nicht eher gehe ich von meinem Posten, ehe ich einen tüchtigen, zuverlässigen und geschäftskundigen Menschen zurücklassen kann. Die Oberleitung kann ja dein Mann übernehmen.“

„Niemals! Was versteht er davon. Ich selbst werde, wenn es wirklich dein voller Ernst ist zurückzutreten, die Sache in die Hand nehmen, bis einer meiner Söhne so weit ist. Aber tut es dir wirklich kein bißchen leid, das alles aufzugeben, Hans“, fragte Margot herzlich.

„Persönliche Regungen können da nicht in Betracht kommen, du begreifst? Mein Stolz steht höher als dies.“

„Ich verstehe dich ja so gut und ich bedaure aus tiefstem Herzen, daß es so weit kommen mußte.“

„Und dann noch eins, Margot“, nahm Hans nochmals das Wort, „wenn ich gehe, ich, der zwischen euch der Zankapfel war, wirst du den Frieden wieder haben, um diesen Preis ist mir nichts zu viel. Ich kenne jetzt den Grund, den ich nie zu ergründen vermochte, ich erinnere mich, dich schon als Knabe oft mit vergrämtem Gesicht getroffen zu haben und ich will fortan nicht mehr Ursache dazu geben.“

„Ach Hans, du kennst Fritz nicht, wie ich ihn nun kenne. Ist das aus dem Wege geschafft, dann suchst er gewiß etwas anderes, das Zwietracht sät unter uns.“

„Nein, nein, du bist jetzt verbittert, bist aufgebracht gegen Fritz, du wirst sehen, es wird alles gut und der Friede kehrt wieder ein bei euch“, versuchte er sie zu beruhigen.

„Gäbe Gott, daß du recht hast, aber sieh, es ist etwas in mir erstorben, was nie mehr wiederkehrt, mein Herz ist tot, die Liebe hat fast einer Art Haß Platz machen müssen“, sagte Margot hoffnungslos. Hans war tief erschüttert, aber was konnte er tun. „Hoffe, vertraue“, war das einzige, was er ihr noch sagen konnte.

Hans hatte die Straße und das Haus bald gefunden, das er suchte. Er ging zu seiner Mutter. Eine alte, schnee-weiße Greisin fand er, die in einem großen Lehnstuhl saß und strickte.

Lange sah sie den Fremden an, sie kannte ihn nicht. „Was wünschen Sie?“ fragte sie endlich mit leiser Stimme.

„Mutter“, war alles, was er sagen konnte und er ging auf sie zu und umarmte sie.

„Wer sind Sie, ich kenne Sie nicht“, entgegnete Frau Lienhard und löste sich fast erschrocken aus seiner Umarmung.

„Meine Mutter und kennt mich nicht“, flüsterte er leise vor sich hin, dann sagte er laut:

„Ich bin ja Hans, Mutter, sagt Euch denn nichts, daß ich Euer Sohn bin?“

„Hans, Hans, ach Gott ja“, rief die Alte, „jetzt weiß ich. Und du kommst zu mir, nach fast achtundzwanzig Jahren, ist es möglich. Ach, daß ich das noch erlebe. Aber wer hat dir denn gesagt, daß ich deine Mutter bin? Ach Gott, mir ist ganz wirm im Kopf. Mein Sohn, du mein Sohn! Ja,

ich hatte einen Sohn, der hieß Hans, ganz recht, aber was tat ich, ich habe mein Kind ja verkauft an reiche Leute, jawohl, das tat ich.“ Es war eine Anklage, die sie vorbrachte.

„Daß gut sein, Mutter, du hast ja gewiß nur das Beste im Auge gehabt“, beschwichtigte er sie voll Liebe. Und dann erzählten sie sich alles und die Stunden enteiltten wie im Fluge. —

„Und jetzt, was willst du tun“, fragte Frau Lienhard besorgt.

„Ich gehe nach England, Mutter. Dort wartet ein liebes, gutes Mädchen auf mich, bei dessen Vater ich sofort ins Geschäft treten kann“, entgegnete der große, schöne Mann fröhlich.

„So geh mit Gott, mein Sohn“, sagte seine Mutter mit tränenerstickter Stimme. „Raum gefunden, wieder verloren“, seufzte sie traurig.

„Noch bleibe ich ja eine Zeitlang hier und ich werde hier und da zu dir kommen. Das ist doch das Beste auf der Welt, eine Mutter, und glücklich bin ich, daß ich sie noch gefunden habe, ehe es zu spät war“, sagte Hans liebevoll.

„Merkwürdig ist es doch“, flüsterte Frau Lienhard vor sich hin, als sie wieder allein war, „von allen sieben Kindern kommt nun das zu mir, dem ich am wenigsten sein konnte. Die andern alle sind in die Welt hinaus gelaufen, kaum höre ich mehr etwas von ihnen. Nur wenn sie etwas haben wollen, kommen sie zu ihrer alten Mutter. Ja, ja, das ist der Welt Lauf.“ (Ende.)

Fabeln von Roland Bürki.

Rot oder blau?

Zwei Scheiben einer Glastüre, eine rote und eine blaue, spiegelten ein Zimmer, jede in ihrer Farbe.

„Rot ist die Welt!“ behauptete die erste, „genau und wahr werf ich ihr Bild aus mir.“ „Nein! Blau ist sie!“ rief aufgebracht die andere. „Siehst du es nicht? Ich spiegle blau sie an die Wand. In Wahrheit, blau ist sie, du malst sie falsch!“ „Nein, rot ist sie!“ „Nein blau!“

Den Streit um Wahrheit und ums Recht vernahm ein Mensch und dachte: „Ein jeder sieht die Welt, so wie er selber ist.“

Der Pfirsich und die Haselnuß.

Der Pfirsich und die Haselnuß lagen auf einer Frucht-schale.

„Ach!“ seufzte der Pfirsich, „nun liege ich verlassen da neben einem harten Stein!“

„Ich ein Stein?“ entgegnete die Haselnuß. „Du siehst nur meine Schale, in dieser aber ist ein süßer Kern!“

„Warum verbirgst du dein Geheimnis vor der Welt? Du Dummkopf!“ rief der Pfirsich, „so kommst du nie zur Geltung! Und durch seine saftigroten Wangen entströmte unaufhörlich sein süßer Duft und erfüllte das Zimmer.“

Da trat ein Mensch herein, roch, sah und griff nach dem Pfirsich. In wenigen Augenblicken war nichts mehr übrig als ein Stein ohne süßen Kern.

Der Stein und der Grashalm.

„Trohen mußt du dem Leben“, sagte prozig der Stein zum Grashalm, der unter ihm hervorwuchs. „Sieh, du gehst nun in die Welt hinaus, da heißt es aushalten und sich wehren.“

„Deine Kraft liegt also nur darin“, entgegnete der Grashalm, „daß du allem, was an dich herankommt, den Rücken entgegenstemmst. Dabei bleibst du starr und immer gleich groß.“

„Was tust denn du, Naseweis?“ entgegnete der Stein, grau und braun vor Aerger.

„Ich überwinde die Hindernisse und wachse zugleich“, antwortete der Grashalm und strebte über den Stein empor.